

Die Weltpropaganda des Protestantismus

Aus Anlaß der Missionstagung zu Jerusalem
24. März bis 8. April 1928

Vor 18 Jahren schloß sich der Protestantismus in Edinburg zu gemeinsamem Vorgehen auf dem Missionsfeld zusammen. Die Einigung gab ihm den starken Ausdehnungsdrang, den wir seitdem überall beobachten. Auf dem Kongreß von Jerusalem wurde das Bündnis neu gefestigt. Die Tagung verdient deshalb auch unsere ernste Beachtung, nicht nur als Einzelereignis, sondern vor allem als Abschluß des ersten und Beginn eines neuen Abschnitts in dem großangelegten protestantischen Feldzug zur Eroberung der nichtchristlichen Welt¹.

1. Von Edinburg bis Jerusalem.

Die protestantische Missionstätigkeit ist, von einigen kleinen Sonderunternehmungen abgesehen, wenig mehr als hundert Jahre alt. Ohne Plan und Ordnung nahmen die ersten Missionäre, Führergestalten und fähige Köpfe neben religiösen Schwärmern, als Freilanzten oder im Dienste von Gesellschaften und Kirchen die Arbeit auf, wo und wie es ihnen beliebte. Notgedrungen mußte etwas Ordnung und Zusammenhang hergestellt werden. Denn das Heidentum konnte entgegenhalten: Welche von euren vielen Lehrmeinungen sollen wir eigentlich glauben? Das Christentum gleicht einem orientalischen Basar, wo auf jeder Bude zu lesen ist: „Hier allein wird echte Ware verkauft.“² „Eine getrennte Christenheit“, so sagt später der größte protestantische Missionsführer, „ist nicht nur ein erfolgloser, sondern in Wirklichkeit ein falscher Zeuge.“³

So kam es auf dem Missionsfeld zur Fühlungnahme, zu regelmäßigen Landeskonferenzen und zur Begründung gemeinsamer Unternehmungen. In Großbritannien und Nordamerika eröffneten die Konferenzen von 1854 die Reihe gemeinsamer Heimattagungen. Auf dem europäischen Festland wurden später vierjährige Konferenzen zur ständigen Einrichtung. Einen engeren und dauernden Zusammenschluß suchten zuerst die Deutschen, die 1885 den Deutschen Evangelischen Missionsausschuß gründeten. Es folgte Nordamerika (U. S. A. und Kanada), wo sich die Missionsgesellschaften 1893 zusammenschlossen und ein Exekutivauschuß (Committee of Reference and Counsel) für planvolles, kräftiges Vorgehen sorgte. 1888 tagte in London ein Kongreß, der schon einige Internationalität beanspruchen konnte. Noch bedeutender war die „Ökumenische Konferenz“ von Newyork im Jahre 1900. Beide waren indes nur vorübergehende Kundgebungen. Erst 1910 hielt der missionierende

¹ Hauptquellen: The International Review of Missions 1912—1928 (Abkürzung: IRM); Neue Allg. Missionszeitschrift 1928 (NAMZ); Evang. Missionsmagazin 1928 (EMM); The World Mission of Christianity, Messages and Recommendations . . . (WMC); Martin Schlunk, Von den Höhen des Ölberges (Schlunk); The Palestine Bulletin (PB); Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft 1928 (ZMR); World Missionary Atlas 1925.

² NAMZ 196.

³ Mott in IRM 1912, 76.

Protestantismus eine Gesamtheerschau ab, entwarf einen Feldzugsplan und schuf eine dauernde Organisation.

Die „Weltmissionskonferenz“ von Edinburg ward zwei Jahre lang durch acht Sonderausschüsse von Fachgelehrten vorbereitet. 1200 Vertreter aller bedeutenden Missionsgesellschaften bildeten den Kern des ersten „Allgemeinen Konzils“ des Protestantismus. Es kam hier schon deutlich zum Vorschein, daß die Mission hauptsächlich in angelsächsischen Händen liegt; denn Großbritannien und Nordamerika waren durch je 500 Abgeordnete vertreten, der europäische Kontinent entsandte nur 170, Afrika und Australasien nur 26. Es war durchaus eine Versammlung der sendenden Christenheit; auch die 20 Eingeborenen aus den Missionsländern waren als Mitglieder von Missionsgesellschaften berufen. Der Gedanke von selbständigen einheimischen Kirchen lag der Versammlung noch fern. Obwohl auch Abgeordnete aus Latein-Amerika erschienen, wurden doch ausdrücklich nur die nicht-christlichen Völker als Missionsobjekt bezeichnet.

Edinburg wurde für alle kommenden internationalen Kongresse Vorbild. Ich nenne beispielsweise die Beobachtung der modernsten parlamentarischen Formen, die häufig eingeschobenen privaten und öffentlichen Andachten mit Hymnengesang, vor allem die möglichste Ausschaltung von theologischen und kirchlichen Fragen. Die Versammelten sind eins in der Annahme des Evangeliums und in der Treue zu Jesus Christus, ohne daß diese Begriffe vorerst genauer bestimmt werden. Deswegen kommen fast nur Fragen der kulturellen Betätigung und der Organisation zur Erörterung. Weiterhin wurde in Edinburg schon der Grundsatz ausgesprochen, daß den Heiden nur das Wesentliche des Evangeliums ohne seine westlichen dogmatischen Ausprägungen und kirchlichen Institutionen zu vermitteln sei; aber auch hier fehlt noch die genauere Bestimmung des Begriffs des Wesentlichen. Nach außen geben sich die Versammlungen möglichst würdevoll. Die Entschlüsse werden einstimmig gefaßt und in feierliche Worte gekleidet, so daß der Eindruck erweckt wird, hier spricht ein christliches Konzil unter der Leitung des Heiligen Geistes.

Am 21. Juni faßte die Edinburger Konferenz einstimmig einen für die Zukunft entscheidenden Beschluß. Ein „Fortsetzungsausschuß“ von 35 Mitgliedern mit einem hauptamtlich angestellten Vorstand soll die Arbeiten der Konferenz weiterführen, die großen Missionsfragen studieren, Rat und Auskunft erteilen, der Christenheit ihre Missionspflicht vor Augen halten, namentlich in der Rolle eines Generalstabes ein einheitliches Vorgehen sicherstellen. Die Mitgliederzahl erhöhte sich später auf 40. Dr. John Mott, der Leiter der Edinburger Konferenz, wurde zum Vorsitzenden ernannt. Dieser fähige Mann, der als Organisator und Konferenzleiter seinesgleichen sucht, zugleich Vorsitzender des Weltbundes christlicher Studenten und des Weltverbands der christlichen Jungmänner-Vereine, widmet seitdem sein reiches Talent der protestantischen Mission.

Der Fortsetzungsausschuß trat nach Beendigung der Konferenz sofort in Tätigkeit und teilte sich in Ausschüsse. Noch stand die geographisch-statistische Aufnahme des Missionsfeldes und dessen volle Besetzung im Vordergrund. Die Arbeiten eines Sonderausschusses führten zu genauen Aufnahmen und zu den Gesamtdarstellungen *World Statistics of Christian Missions* (1916) und

World Missionary Atlas (1925). Von überragender Bedeutung blieb stets die Frage der Zusammenarbeit. Andere Ausschüsse befaßten sich mit der Ausbildung der Missionäre zu Hause und draußen, mit Erziehungsfragen, der Missionsbotschaft, der Heimatbasis, den Beziehungen zwischen Mission und Regierungen. Mit der Zeit lösten sich einige Ausschüsse auf, und neue wurden gebildet, so für Fragen der christlichen Literatur, der ärztlichen Mission, der Arbeit unter den Mohammedanern und Juden. Die intensive Arbeit der in Ausschüssen vereinigten Sachverständigen aller Welt ist dem protestantischen Missionswesen eigentümlich geblieben.

In seiner zweiten Sitzung zu Bishop Auckland in Nordengland (1911) beschloß der Fortsetzungsausschuß die Gründung einer internationalen Zeitschrift. Sie sollte von hoher Warte alle großen Fragen beleuchten und klären. 1912 begann die *International Review of Missions* zu erscheinen. Ihr Herausgeber, Oldham, der Organisator der Edinburger Konferenz, brachte für sein Amt hervorragende Befähigung mit. In dieser hochstehenden Vierteljahrschrift spiegelt sich der Fortgang und die Eigenart der protestantischen Mission getreu wider, nicht zuletzt die vornehme Haltung gegenüber allen Meinungen, die auch den katholischen Standpunkt gelegentlich durch katholische Mitarbeiter zu Worte kommen läßt. Weitere Ausschusssitzungen fanden statt 1912 in Lake Mohonk (U. S. A.) und 1913 im Haag.

Der Fortsetzungsausschuß betrieb vor allem die Organisation in den Heimatländern. Hatten bisher nur Deutschland und Nordamerika ihre Gesamtverbände, so kamen jetzt in rascher Folge ähnliche Bildungen hinzu in Großbritannien und Irland, Schweden, Dänemark, Finnland und Holland. Zu den Aufgaben des Fortsetzungsausschusses gehörte die Einrichtung von Studienanstalten für die ausreisenden Missionäre, die Propaganda an den Hochschulen, in der Laienwelt und allgemein die Erziehung der Heimatkirche zum Missionsdienst.

Im Auftrag des Fortsetzungsausschusses bereiste Dr. Mott im Winter 1912/13 Indien, China, Korea und Japan. Das Ergebnis zahlreicher Konferenzen waren Fortsetzungsausschüsse gleich dem Edinburger in Japan und China und ein nationaler Christenrat in Indien. Zum Studium aller wichtigen allgemeinen und jedem Lande eigentümlichen Fragen wurden Sonderausschüsse gebildet. Mott konnte in China und Indien auch schon den Wunsch nach einer nationalen Einheitskirche feststellen. Damit begannen zwei Fragen in den Vordergrund zu rücken: das Verhältnis zwischen den Mutter- und Tochterkirchen und die Bestimmung des „Wesentlichen“ in der christlichen Botschaft. In allen Missionsländern spürte man den vom Fortsetzungsausschuß und seinen ständig umherreisenden Beamten ausgehenden Ansporn. Die evangelistischen Feldzüge in Indien, China und Japan mit ihren „Massenbewegungen“ gehen gleichfalls auf diesen Antrieb zurück.

Nach Kriegsausbruch mußte der Fortsetzungsausschuß die Arbeit einstellen. Ein angelsächsischer Notauschuß suchte bis zum Frieden den dringendsten Bedürfnissen abzuhelpen. Aber schon 1920 machte man sich zu Erans am Genfersee an eine Erneuerung der internationalen Organisation. An Stelle des von der Edinburger Versammlung ernannten und überlebten Fortsetzungsausschusses sollte jetzt die seit jeher in Aussicht genommene Vertreterversamm-

lung der Landesverbände berufen werden. Nachdem diese, jetzt 12 an der Zahl, ihre Zustimmung gegeben, trat im Oktober 1921 zu Lake Mohonk ein Internationaler Missionsrat von 80 Mitgliedern ins Leben. Deutschland sandte 6 Mitglieder in den Rat und 2 in den sechzehnköpfigen Ausschuß. Das Erstarken der nationalen Körperschaften auf dem Missionsfelde zeigt sich darin, daß auch sie amtliche Vertreter, zu zwei Dritteln Eingeborene, abordneten. Der gesamte Rat trat 1923 in Oxford zusammen, der Ausschuß 1922 zu Canterbury, 1924 in London, 1925 in Atlantic City (N. Y.), 1926 in Rättvik (Schweden).

Mott und die übrigen Mitglieder der Exekutive widmeten wieder ihre volle Kraft dem Werke. Ihre Werbereisen umfaßten die ganze Welt. Die Fortsetzungsausschüsse in China und Japan wandelten sich 1922 unter Motts Leitung in nationale Christenräte um. Ein Netz von Organisationen umspannte Afrika. Zu Le Boule in Belgien tagte 1926 ein Protestantenkongreß von 221 Missionären und Sachverständigen, um einen Feldzugsplan für Afrika zu entwerfen. Jetzt wird auch die Mission in Latein-Amerika mit Hochdruck betrieben. Der Kongreß von Panama (1916) hatte eine Organisation geschaffen. Die Konferenz von Montevideo (1925) war die Heerschau der großen Truppe, die weniger die heidnischen Indianer als die abgestandenen Katholiken für den Protestantismus gewinnen will.

Dem Islam widmet der Protestantismus seit langem alle Aufmerksamkeit. Missionskonferenzen hatten stattgefunden 1906 zu Kairo und 1911 zu Lucknow in Indien. Im Frühjahr 1924 tagten unter Motts Führung vier Kongresse in Nordafrika und Westasien. Sie fanden ihre Krönung in der von Dr. Zwemer, dem größten Islammissionär, geleiteten Konferenz von Jerusalem, zu der 80 Vertreter aus allen Ländern des Islam erschienen waren. Man wiegte sich in den rosigsten Hoffnungen, da der Krieg und die Nachkriegsereignisse die Einheit des Islam gesprengt und seine Kraft gebrochen hätten. — Auch die Judenmission wird nicht vergessen. Unter Motts Führung tagten 1927 zu Budapest und Warschau zwei Judenmissionskonferenzen von je 100 Delegierten.

So sind wir in unserem Rückblick über die protestantischen Missionsbestrebungen am Ende des Jahres 1927 angelangt. Ein Netz von dreiundzwanzig Landesorganisationen spannt sich um die Welt. Durch sie und den internationalen Missionsrat wird „die bunte Musterkarte des missionierenden Protestantismus“¹, die 380 Hauptgesellschaften und 125 Hilfsvereine aufweist, in einen einheitlichen Rahmen gefaßt, mögen auch einige Gesellschaften sich noch abseits halten. Diese Arbeitsgemeinschaft steht in engem Bund mit Körperschaften ähnlichen Gepräges, wie dem Weltverband der christlichen Studenten und dem Weltbund der christlichen Jungmänner- und Jungfrauen-Vereine. Ohne Zweifel hat der Erfolg im missionarischen Zusammenschluß auch den neuzeitlichen Einigungsbestrebungen des Gesamtprotestantismus, die im Stockholmer Weltkongreß für praktisches Christentum (1925) und in der Lausanner Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung (1927) gipfelten, viel Antrieb gegeben. Sie hatten wenig Erfolg, weil die Notwendigkeit der Einigung in der Heimat nicht so klar erkannt wird.

¹ Jul. Richter in NAMZ 101.

Der einheitlichen Weltpropaganda entspricht der Erfolg. Er sei hier rein zahlenmäßig betrachtet. Edinburg verzeichnete 3006373 protestantische Missionschriften, der Atlas von 1925 schon 6540830. Wiewohl wir mit 11956160 einheimischen Katholiken (mit Ausschluß der altchristlichen Philippinen) um dieselbe Zeit noch einen zweiten Vorsprung besaßen (Arens, Handbuch, 1925), weist der Protestantismus doch ein stärkeres prozentuales Wachstum auf. Der Gesamtmissionsstab stieg von 117243 (Edinburg) auf 180923 (Atlas), während der katholische nur 121752 betrug (Handbuch). Edinburg verzeichnete 5071225 Pfund Sterling Einkünfte, der Atlas 15064870. Der Zusammenschluß der Protestanten ermöglicht namentlich eine planmäßige und umfangreiche Arbeit auf den Gebieten des Schulwesens, der Jugendfürsorge, Wohlfahrtspflege, Presse und Literatur.

2. Jerusalem.

Die protestantischen Führer waren in den letzten Jahren zur Überzeugung gekommen, daß die neue Weltlage wieder eine größere Missionsversammlung nötig mache. In Rättvik wurde sie beschlossen. Sie sollte nicht den Umfang und das äußere Gepränge von Edinburg annehmen, aber um so gediegenere Arbeit leisten, indem sie eine übersichtliche Zahl der allerfähigsten Köpfe aus der ganzen Welt in engste Berührung brachte. Ein neuer Feldzugsplan sollte einen neuen Abschnitt der Welteroberung einleiten. So kam es zur Tagung von Jerusalem.

Es war eine Sitzung des erweiterten Internationalen Missionsrates. Rund die Hälfte der Teilnehmer waren Mitglieder der jungen Missionskirchen, zu mindestens zwei Dritteln Eingeborene. Nach der amtlichen Liste bestand der erweiterte Rat aus 182 Mitgliedern. Weitere 35, zumeist Sachverständige in Erziehungs-, Rassen- und Wirtschaftsfragen, wurden zugezogen, dazu noch 13 Führer der Studentenbewegung, die Begeisterung schöpfen und ihre Begeisterung in die studentischen Kreise hineintragen sollten. Somit betrug die Teilnehmerzahl 230 aus 51 Nationen, darunter 39 Frauen; dazu gesellten sich noch einige um die Tagung verdiente Persönlichkeiten von Jerusalem. Die sechs deutschen Ratsmitglieder waren die bekannten Professoren Schlunk (Vorsitzender des Missionsausschusses), Heim, Jul. Richter, die Direktoren Knak, Ihmels und Superintendent Simon. Außerdem wurden zugezogen Direktor Freytag, Schulrat Eberhard als Fachmann in Erziehungsfragen und der Studentenvertreter Kübler.

Die deutsche Augusta-Viktoria-Stiftung auf dem Ölberg, bis vor kurzem Residenz des High Commissioner, dann durch das Erdbeben vom Juli 1927 arg mitgenommen, aber notdürftig wiederhergestellt, wurde zum Tagungsort gewählt. Die Teilnehmer wohnten meist in Baracken und Zelten, bunt gemischt, damit sich die verschiedenen Nationen in Christus eins fühlen lernten.

Daß man Jerusalem als Tagungsort wählte, hat wohl weniger in dessen günstiger Lage „im Mittelpunkt der Welt“ seinen Grund als darin, daß die Stadt den Christen, Juden und Mohammedanern als heilig gilt. Auch nicht von ungefähr hat man die Leidens- und Karwoche und den Ölberg gewählt. Die Teilnehmer würden in der weisevollen Umgebung sich mit größerem Ernst ihrer Aufgabe widmen und unvergeßliche Eindrücke mit nach Hause nehmen. Die Pilgerfahrt von Bethanien nach Jerusalem am Palmsonntag, das Miterleben der Passion und Auferstehung in eigenen Gottesdiensten, die Predigten und Andachten vertieften die Eindrücke. Die Teilnehmer sollten sich in die Rolle der Jünger Christi einfühlen.

Die Mohammedaner waren erregt. Schon mehrere Wochen vorher hatte eine Abordnung arabischer Studenten der Universität El Azhar in Kairo bei dem dort anwesenden High Commissioner Plumer gegen die bevorstehende Tagung Protest erhoben. In der Presse und auf der Straße — es waren die Tage der Nebi-Musa-Feiern — fielen drohende Worte. Der Gouverneur erhielt Bittschriften, er solle die Versammlung schließen und die Teilnehmer aus dem Lande weisen. An alle Könige und Fürsten der islamischen Länder erging eine Protestkundgebung. Die Versammlung tagte deshalb bei verschlossenen Türen. Draußen hielt die Polizei Wache.

Sieben Hauptfragen standen zur Beratung. Die christliche Botschaft an die nichtchristliche Welt und das Verhältnis der jungen zu den alten Kirchen — selbstverständliche Dinge auf katholischer Seite — waren wohl die beiden wichtigsten und schwierigsten Probleme. Als dritte hochwichtige Frage erschien die religiöse Erziehung in den 50 000 Schulen mit ihren mehr als zwei Millionen Schülern unter ganz neuen staatlichen Verhältnissen. Diese drei Fundamentalfragen und die missionarische Zusammenarbeit als vierte sind ältere Probleme. Zum ersten Male wurden jetzt drei neue Beratungsgegenstände einer größeren Versammlung vorgelegt: die Rassengegensätze, die Industrialisierung der Missionsländer und die Arbeit in den ländlichen Missionsgebieten.

Die Vorbereitung der Tagung war die denkbar gründlichste. Im Januar 1927 hatte die Leitung des Missionsrates unter Motts Führung den Plan ausgearbeitet. Ausschüsse von Sachverständigen waren über ein Jahr an der Arbeit. In 25 langen Abhandlungen, die zum Teil schon Monate vorher gedruckt vorlagen, erörterten die besten Kenner die zur Verhandlung stehenden Fragen. Gebete wurden ausgeschrieben. Die International Review und andere Zeitschriften brachten aufklärende Artikel in Menge. Die deutschen und andern kontinentalen Vertreter hielten eine zweitägige Vorbesprechung in Kairo ab, der auch Mott und Paton, der neue Herausgeber der Review, beizwohnten. In Jerusalem wurde jeder Gegenstand zunächst der Vollversammlung vorgelegt und dann von einem Ausschuss von 20—30 Mitgliedern durchberaten. Die in einer Denkschrift niedergelegten Ergebnisse gingen zur abschließenden Beratung an die Vollversammlung zurück. Die Beschlussfassung war einstimmig. Gebet, Andachten und Gesang waren reichlich eingelegt. Den Abend beschloßen größere Vorträge bedeutender Redner.

Aus den veröffentlichten „Botschaften und Empfehlungen“ läßt sich auf etwaige Gegensätze in der Versammlung kein Schluß ziehen. Darüber wird auch der später erscheinende achtbändige Vollbericht, der „ausgewähltes“ Material verspricht, vornehm hinweggehen¹. Protestantische Missionsversammlungen verstehen die Würde zu wahren, und Dr. Mott ist als Leiter unübertroffen. Aber aus dem deutschen Konferenzbericht und aus Äußerungen in den Zeitschriften und in der Presse lassen sich, namentlich wenn man zwischen den Zeilen liest, die tiefen Gegensätze im missionierenden Protestantismus deutlich erkennen; auch an heiliger Stätte kamen sie zum Ausbruch.

Dies schon in den drei neuen, mehr kulturellen als religiösen Fragen. Scharfe Worte fielen bei der Behandlung der Rassengegensätze und der Industrialisierung. Es kam zu einer lebhaften Auseinandersetzung zwischen einer Koreanerin und einem japanischen Bischof. Der indische Nationalist Datta schlug äußerst scharfe Töne an².

¹ Ist während der Drucklegung unseres Aufsatzes erschienen.

² Schlunk 62 81.

Schwerwiegender waren die Gegensätze in den drei Fundamentalfragen. Im Osten wünscht man ein nationales Schulwesen auf der Grundlage der nationalen Kultur. Dazu verlangen die Chinesen weithin den Ausschluß der fremden Lehrkräfte aus den Schulen.

Wie ist das Verhältnis der jungen zu den alten Kirchen zu gestalten? Die Missionskirchen erstreben nationalen Zusammenschluß und Autonomie. Der bunte Denominationalismus des Westens soll ihnen erspart bleiben. Sie wollen nur das Urchristliche und Verschmelzung desselben mit dem religiösen Erbe der Väter. Am weitesten geht China, dessen Kirche jeder Ausländerei feind sein muß, um bestehen zu können. „Die Missionen waren starke, gesunde, aber nicht immer kluge Kinderfrauen. Sie dürfen nicht ewig bleiben.“ So Cheng-hin-yi, der führende chinesische Kirchenmann¹.

Die Autonomie der nationalen Tochterkirchen wird von den westlichen Kirchen grundsätzlich zugestanden, von den meisten Angelsachsen als selbstverständliche Sache, von den andern notgedrungen, weil sie unvermeidlich ist. Aber wie weit kann man entgegenkommen, ohne die Einheit der Gesamtkirche zu zerstören? Hier mußten die Meinungen auseinandergehen. Der Mehrheit der Angelsachsen erschien die Sache nicht schwierig. Mott meint: „Es ist nützlich, daß jede christliche Gemeinschaft einen verständigen Kontakt mit dem geschichtlichen Christentum bewahrt, denn jedes Jahrhundert hat zum Christentum Neues beige-steuert.“² Hier wird also wenig verlangt. Die größten Bedenken hegten die Anglikaner und die Kontinentalen. Bischof Palmer von Bombay betont, daß Christi Kirche ein sichtbarer Leib sei, und wünscht „organische Einheit in jedem Lande, organische Gleichartigkeit und föderative Einheit zwischen den Landeskirchen“³, was immer diese Ausdrücke bedeuten mögen. Die Deutschen würden es doch lieber sehen, wenn die Missionskirchen als Zweige mit den Heimatkirchen verbunden blieben. Schlunk nennt es eine „groteske Verzeichnung der Lage“, daß die alten und neuen Kirchen überhaupt als gleichberechtigte Partner auf der Konferenz zusammentraten. Die jungen Kirchen überschätzten ihre Bedeutung⁴. Richter befürchtet eine „Einkapselung“ der jungen Kirchen⁵. Auch Knaß äußert seine Bedenken: „Die Spannung zwischen Volk und Kirche darf niemals aufhören. Jede echte empirische Kirche muß sich als Glied am Leibe Christi, der einen wahren Kirche, bewahren. Die Lebenskraft kommt nicht aus der Volksanlage oder dem nationalen Erbe, sondern aus dem übergeschichtlichen Evangelium. Eine nationale Kirche ist nur so lange Kirche, als sie in Lebensgemeinschaft mit dem erhöhten Christus steht.“⁶

Es ist klar, daß das Kirchenproblem untrennbar mit dem theologischen Problem verknüpft ist. Damit ergab sich die Notwendigkeit, ein bestimmteres Glaubensbekenntnis als die bisherige „Gemeinschaft in Christus“ oder die unbestimmte „Botschaft des Evangeliums“ als gemeinsame Grundlage und Botschaft an die Heiden aufzustellen. Wie soll diese Botschaft lauten? Sie muß das „Wesentliche“ des Christentums enthalten. Aber was ist das Wesentliche? Hier standen sich die zwei großen Gruppen des Protestantismus schroff gegenüber, die Konservativen und die Modernisten. Schon unter den Kon-

¹ PB 29, März.² IRM 1928, 427.³ IRM 1928, 80.⁴ Schlunk 214 f.⁵ NAMZ 116.⁶ NAMZ 113.

servativen — Anglikanern, amerikanischen Fundamentalisten, kontinentalen Lutheranern — sind die Gegensätze unver söhnbar. Nach den Fundamentalisten sind als geoffenbarte Heilswahrheiten hochzuhalten: die Gottheit Christi, die Jungfrauengeburt, Christi ver söhnendes Leiden und leibliche Auferstehung, die Wunder des Alten und Neuen Testaments, die Person und das Werk des Heiligen Geistes, die persönliche Wiedergeburt vom Tod zum Leben, die Inspiration der Bibel. Nach Richter setzt sich kein noch so konservativer Theologe Deutschlands für alle diese Wahrheiten ein, die „viel scholastischen Ballast“ enthalten¹.

Erst recht gähnt zwischen den Konservativen und Modernisten eine tiefe Kluft. Den angelsächsischen Modernisten und ihrem Gefolge aus den Missionskirchen — sie bildeten im Kongreß die erdrückende Mehrheit — erscheint das Christentum nur dem Grade nach dem Heidentum überlegen. Mit Schrecken mußten die Deutschen feststellen, daß in den vorbereitenden Denkschriften, mit deren Abfassung nur Angloamerikaner betraut wurden, die „geistlichen Werte“ der nichtchristlichen Religionen, auf denen man aufbauen müsse, mit Vorliebe behandelt wurden. Nach konservativer Auffassung verlangt das Christentum einen Bruch mit der religiösen Vergangenheit. Jesus ist nicht nur ein Weg, sondern der Weg. Der angelsächsische Modernist setzt sich ferner ein für ein soziales Evangelium. Das dogmatische Bekenntnis ist nebensächlich. Caritas und Kulturarbeit stehen an oberster Stelle. Den Deutschen aber erscheinen diese nicht als Selbstzweck, sondern als Hilfsmittel. Dort „reformierter Latwille“, hier „lutherische Glaubensinnigkeit“².

So gingen die Deutschen und andere Vertreter des „alten biblischen Evangeliums“ mit Bangen nach Jerusalem. „Man konnte im Privatgespräch hören, die deutsche Theologie scheine unter dem Eindruck der Niederlage im Weltkrieg in einen extremen Orthodoxyismus zurückgefallen zu sein.“³ Die Leitung sorgte dafür, daß sich die Modernisten Mäßigung auferlegten. Aber „ihre Anschauungen lagen in der Luft; sie waren die unsichtbaren Gegner“. Die Kontinentalen spürten immer den „Hauch der Fremdheit“⁴.

So waren die Gegensätze mannigfach und tief. Die innere Erregung und die Heftigkeit der Zusammenstöße läßt sich aus dem Geständnis Patons, eines der Schriftführer, erschließen: „Nach der ersten Woche fragten sich viele, ob sie nicht am Rekordflasko der Welt teilnahmen.“⁵

Wie ist es gekommen, daß doch alle Entschließungen einmütig gefaßt und sogar die Deutschen „von der inneren Gemeinschaft des Glaubens überwältigt“ wurden?⁶ Nach Paton brachte eine halbtägige Pause und die Pilgerfahrt am Palmsonntag den Umschwung. Ist also ein Wunder geschehen? Nein, die Lösung ist einfacher. Es gelang der Leitung, der Versammlung klarzumachen, daß sie auf einige Tage alle Bedenken zurückstellen müsse, um sich vor der Welt nicht lächerlich zu machen. Um die Einigung zu erleichtern, wurden die gefährlichen Klippen vermieden, Kompromisse geschlossen und wohlabgewogene allgemeine Lehrsätze ausgesprochen, aus denen jeder seine eigenen Anschauungen herauslesen konnte. Diese Entschließungen sind in feierlichste

¹ ZMR 161 f.² SchLunf 209.³ EMM 162.⁴ SchLunf 88 206 f.⁵ IRM 1928, 436.⁶ EMM 182 f.

Worte gekleidet. Sie lesen sich wie die Beschlüsse eines Konzils der alten Kirche und sind in ihrer Fassung ein Meisterstück.

Das trifft auf die Rassen-, Industrie- und Landfrage zu. Die Vorschläge könnten mit kleinen Änderungen auch vom Völkerbund ausgegangen sein. Bezüglich der Erziehung wird das Ideal evangelischer Erzieherweisheit gezeichnet und die Durchführung des christozentrischen Programms auch außerhalb der Schule in der Familie und Gemeinde verlangt. Für jeden Christen selbstverständlich.

Wie wurde das schwierige Problem der Botschaft gelöst? Unter Heims Führung gelang es den Kontinentalen, den Säkularismus, die Verweltlichung des Kulturlebens, als den schlimmsten Gegner hinzustellen. Ihm gegenüber hilft kein soziales Evangelium, keine Verschmelzung von Heiden- und Christenreligion. Nur ein positives dogmatisches Christentum kann der Welt frommen. Die in den andern Religionen liegenden Werte werden nicht geleugnet, aber sie können nicht als Grundlage dienen. So kam es zur Annahme der „Botschaft von Lausanne“ als dem gemeinsamen Glaubensbekenntnis der Missionskirchen und der gemeinsamen Botschaft an die nichtchristliche Welt. Einige Auszüge aus diesem Dokument:

„Die Botschaft der Kirche an die Welt ist und bleibt das Evangelium Jesu Christi. Das Evangelium ist die Frohbotschaft von der Erlösung in dieser und der kommenden Welt. ... Die Welt wurde auf das Kommen Christi vorbereitet durch das Walten des Geistes Gottes in der ganzen Menschheit, insbesondere durch seine Offenbarung im Alten Bunde. In der Fülle der Zeit nahm das ewige Wort Gottes Fleisch an und wurde Mensch, der Sohn Gottes und der Menschensohn, voller Gnade und Wahrheit.“ Die Botschaft spricht von Christus als dem Gekreuzigten, Auferstandenen, zur Rechten des Vaters Erhöhten, der den Heiligen Geist gesandt und Vergebung der Sünden gebracht hat und zu einem neuen Leben beruft. Sie schildert die welt-erneuernde Kraft des Evangeliums, das der einzige Weg der Rettung ist. „Durch seine Kirche ruft der Lebendige Christus noch heute den Menschen zu: Kommet alle zu mir ...! Wer mir nachfolgt, wird nicht wandeln in Finsternis, sondern das Licht des Lebens haben.“¹

Richtig verstanden, enthält die Botschaft viel positives Christentum. Aber die Begriffe sind nicht eindeutig bestimmt. So konnten Vertreter aller Richtungen sie in ihrem Sinne auslegen. Auch ein Anhänger des Brahma-Samaj und ein Mahatma Gandhi kann sie unterschreiben, wie ja auch alle im Neuen Testament gerade ihren Glauben finden. Es kommt eben alles darauf an, was man unter den Ausdrücken Sohn Gottes, Geist Gottes, Erlösung, Offenbarung, Menschwerdung, neues Leben, Kirche, lebendiger Christus versteht. Schlunk klagt: „Man muß sich einigen auf eine bestimmte Entschließung und weiß doch, die andern verbinden mit den gleichen Worten einen andern Sinn.“² So ist das in der Botschaft enthaltene „Wesentliche“ des Christentums keine bestimmte objektive Größe, sondern erhält seinen Inhalt von der subjektiven Auslegung.

Wie wurde das andere schwierige Problem, das Verhältnis der jungen zu den alten Kirchen, gelöst? Bisher standen die sendenden Kirchen und

¹ WMC 8 f.

² Schlunk 207.

die Missionsfelder im Verhältnis des Gebers und Empfängers. Jetzt besteht eine Arbeitsgemeinschaft auf Grund der Gleichberechtigung, eine geistige Solidarität. Alle Kirchen sind als sendende und empfangende zu betrachten. Die jungen Kirchen des Ostens sollen nach Europa und Amerika Missionen senden, um von dem Reichtum ihres geistigen Lebens den Völkern des Abendlandes mitzuteilen. Die Mission soll in der Kirche aufgehen. Die Konferenz macht unverbindliche Vorschläge, wie der Übergang im einzelnen vor sich gehen könnte¹. Das sind alles amerikanische Gedanken. Den Deutschen verläuft die Entwicklung viel zu schnell.

Bei der Frage der Zusammenarbeit interessiert uns die Neuorganisation des Internationalen Missionsrates. Künftighin werden die Landesverbände als Mitglieder betrachtet. Doch sind größere Tagungen des Gesamtverbandes wegen ihrer Kostspieligkeit vorderhand nicht in Aussicht genommen. Der Schwerpunkt wird in den Ausschuss verlegt, der aus 37 von den nationalen Verbänden gewählten Mitgliedern besteht und mindestens alle zwei Jahre zusammentritt; 18 sind den alten, 19 den neuen Kirchen entnommen, die somit trotz ihrer geringen Christenzahl das Übergewicht erhalten. Nordamerika sendet 7 Mitglieder, Großbritannien mit Irland 5, der Ausschuss für Lateinamerika 3, die Nationalräte von China, Indien, Japan, Westasien mit Nordafrika und die vier skandinavischen Länder (zusammen) je 2, die übrigen, darunter auch Deutschland, je 1. Die Zurücksetzung Deutschlands ist offensichtlich. Es wird geringer bewertet als Japan oder die paar Christen in Westasien und Nordafrika. Das angelsächsische Element mit seiner einheimischen Gefolgschaft herrscht unumschränkt. Man kann aus den Berichten herauslesen, daß die Deutschen, denen die Tagung 14 000 Mark gekostet, nachdem der überwältigende Eindruck von der innern Gemeinschaft des Glaubens sich verflüchtigt hat, tief enttäuscht sind. „Es war eine angelsächsische Konferenz.“²

Nachträglich war noch die Belebung des heimatlichen Missionswesens als achter Hauptpunkt auf die Tagesordnung gesetzt worden. Die westliche Christenheit bedarf selbst der Erneuerung. Deshalb wird das Privat-, Familien- und Gemeindegebet empfohlen. Alle Klassen, namentlich die Jugend, sind zu erziehen und alle Werbemittel in Anwendung zu bringen. An einer Stelle spricht sich Mott über die Belebung der Laienbewegung und die Eröffnung geldlicher Energien echt amerikanisch aus. Man müsse ein großes Ziel vorhalten, dessen Erstrebung wirklich der Mühe wert sei. Damit mache man Eindruck auf die Finanzwelt und die Jugend. Sie müssen aber wissen, daß wir einig und ihre Gelder nutzbringend angelegt sind³.

Der Kongreß wünschte Fühlungnahme und Zusammenarbeit mit den orientalischen Kirchen. Um sie anzubahnen, erhielten die höchsten kirchlichen Würdenträger Jerusalems eine Einladung zu einem Nachmittagstee. Der Kongreß empfahl die Judenmission, ließ aber wohlweislich die erregten Mohammedaner aus dem Spiel. „Eine peinliche Überraschung und gespannte Auseinandersetzungen“ brachte die Erklärung gegen den Krieg⁴. In Bezug auf den militärischen Schutz der Missionäre gingen die Meinungen der britischen und

¹ WMC 32 ff.² EMM 182 f.³ IRM 1928, 429 ff.⁴ Schlunk 74.

amerikanischen Vertreter weit auseinander. Im Sinne der Amerikaner wies dann der Kongreß jedes bewaffnete Eingreifen der Heimatregierung zum Schuß der Missionäre und ihres Eigentums zurück.

3. Die protestantische Weltpropaganda.

Von den Höhen des Olbergs hat wohl mancher Kongreßteilnehmer mit tiefer Befriedigung seinen Blick über die Heidenwelt schweifen lassen und sich der Hoffnung hingeeben, daß dort einmal der Protestantismus herrschen werde. Werfen auch wir einen Rundblick, um im Lichte der Jerusalemer Verhandlungen die protestantische Missionsarbeit zu bewerten.

Das eine ist sonnenklar: die Angelsachsen beherrschen die protestantische Weltmission unbedingt, unter ihnen vor allem die Amerikaner, die zwei Drittel der Missionskräfte stellen. Es hängt dies zusammen mit dem angelsächsischen Welteinfluß auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet und mit der Welt-herrschaft ihrer Sprache. Ferner hat der modernistische Flügel den Vorrang vor dem konservativen. Die kontinentalen Missionäre treten ganz in den Hintergrund. Daraus ergeben sich verschiedene Eigentümlichkeiten der protestantischen Mission.

Amerikanisch ist die Tatkraft, der Schwung, die Organisationsgabe. Alle Stände werden zur Missionshilfe aufgerufen. Hunderte der fähigsten Köpfe aller Länder studieren gemeinsam die großen Fragen, für die der missionierende Protestantismus sich interessiert. Konferenzen und Beratungen ohne Zahl. Denken wir an die Weltreisen der Führer, an die Konzentration auf die großen Städte, das Werben um die führenden Volksschichten, die Massenverbreitung von Schriften und Bibeln — über zehn Millionen Exemplare der Bibel im Jahre 1926/27 —, an die evangelistischen Feldzüge, die imposanten Schul-, Klub- und Spitalbauten. Noch tatkräftiger will man vorgehen. Mott ruft seinen Getreuen zu: Wir brauchen mehr Denker, schöpferische Geister, mehr internationale Arbeit der besten Köpfe, mehr christliche Staatskunst¹. Das ist modernster angelsächsischer Betrieb, dem Großzügigkeit nicht abzusprechen ist. Doch mit einer Neigung zur Großsprecherei. Man erinnere sich an die 1885 ausgegebene Losung: Evangelisation der Welt in dieser Generation! Trotz des nur künstlichen Zusammenhangs geben sich die Versammlungen dieser Vertreter einer christlichen Minderheit als „die Kirche“ und „die christliche Mission“ schlechthin aus. „Die Weltmission des Christentums“ nennt sich der englische Bericht über Jerusalem, als hätte die ganze Christenheit sich zu einem allgemeinen Konzil zusammengefunden.

Als Haupteigentümlichkeit der protestantischen Mission nenne ich den Laiencharakter. Er ist überhaupt dem Protestantismus eigen; denn die Ordination bedeutet keine Erhebung über die Laienwelt und keine unwiderrufliche Bindung. Auf dem Missionsfeld ist der Laiencharakter das deutlichste Unterscheidungsmerkmal zwischen der katholischen und protestantischen Mission, hauptsächlich deshalb, weil die modernistischen Angelsachsen herrschen. Im Missionsstab überwiegt das Laienelement: der Professor, Arzt, Verwaltungsbeamte, die Lehrerin und Krankenpflegerin. An den Kongressen beteiligen sich

¹ IRM 1928, 423 f.

ungewöhnlich viele Frauen. Die nordamerikanischen Missionäre kommen zu-
meist aus den Hochschulen, wo die Freiwillige Studentenbewegung (seit 1885)
große Erfolge erzielt. Sie hat bis 1925 10000 Männer und Frauen den Mis-
sionen zugeführt. Das sind Laien, Sachverständige in nichttheologischen Fragen.
Daß es an theologischer Bildung mangelt, wird auch von einsichtigen Prote-
stanten zugegeben¹. Die Grenze zwischen dem Missionär und dem Vertreter
weltlicher Berufe läßt sich überhaupt kaum feststellen. Ein Übertritt von der
einen zu der andern Gruppe ist nicht selten. Wo der Missionsberuf in der
Hauptsache gleich jedem andern Beruf ist, lassen sich Vorkommnisse wie die
Massenflucht aus China 1927 verstehen. Wie bei Laien zu erwarten, wirft
die Politik der Heimat ihre Schatten in die Mission. Das Interesse an Japan
ist erkaltet, das an China abgekühlt. Sicher hat auch der Missionseifer der
Amerikaner in Latein-Amerika und auf den Philippinen einen politischen Ein-
schlag. Viele Missionäre sind zugleich Handelsagenten; die materiellen In-
teressen ihres Vaterlandes zu vertreten, gehört mit zu ihrer Aufgabe.

Entsprechend ist die Missionstätigkeit. Glaubenslehren verkünden ist Neben-
sache. Nur der „Geist“ des Christentums, die christliche Atmosphäre, ist von
Bedeutung. Christus ist wohl in aller Munde; aber er wird nur von der ethi-
schen, nicht der „ritualistischen“ Seite betrachtet, als Vorbild der Menschheit.
Statt des Dogmas angewandtes Christentum, Menschenliebe, Wohlfahrts-
pflege; statt des Jenseitsglaubens veredelte Diesseitskultur; an Stelle der
religiösen Unterweisung Charakterbildung, Anleitung zu einem nüchternen,
reinlichen Leben, Besserung der sozialen Verhältnisse, Pflege demokratischer
Gesinnung und der natürlichen Moral. Eine allgemeine Zivilisation ameri-
kanischer Prägung mit Englisch als Gemeinsprache breitet sich über die Welt
aus. Sie soll auch eine allgemein christliche Färbung erhalten, wieder nach
dem Vorbild der Vereinigten Staaten, wo ja über die Hälfte der Bevölke-
rung nur noch den „christlichen Geist“ gerettet hat. Die Arbeit der angel-
sächsischen Mission gleicht der des Völkerbundes, der ja auch angelsächsischem
Geist entsprungen ist, und anderer Organisationen, wie des internationalen
Arbeitsamtes und Gesundheitsamtes. Es bestehen manche Beziehungen zu
diesen Körperschaften.

Deutsche und auch manche angelsächsische Missionäre beklagen die Vertwelt-
lichung des Missionsbetriebes. Deswegen waren die Deutschen mit Bangen
nach Jerusalem gegangen. Sie befürchteten, „als Vertreter des alten bibli-
schen Evangeliums einer erdrückenden Majorität von andern gegenüber-
zustehen, für die das Reich Gottes nichts anderes mehr bedeutet als Völker-
bund, Demokratie und Überwindung des Militarismus und Kapitalismus“. Immer wieder merkte man „die Welle modernistischer Gedanken, die von
Amerika aus durch die jungen Kirchen von China, Japan und Indien geht.
Eine Schar junger Idealisten zieht von Amerika aus aufs Missionsfeld, um
die Welt im Geiste einer demokratischen Zivilisation zu reformieren“². La-
toureterie hat in einem beachtenswerten Aufsatz die protestantische Arbeit in
China treffend charakterisiert. Er spricht von der Tendenz der protestantischen

¹ Latourette in IRM 1927, 175 f.; Paton ebd. 1928, 439.

² EMM 161 f.

Arbeit zur Verweltlichung. In den Städten gleiche das protestantische Christentum einer sozialen, philanthropischen und erzieherischen Reformbewegung¹.

Heim erhofft eine Selbstbesinnung. Da in Amerika ein neues Heidentum emporwachse, das den Nationalismus und die heutige Wirtschaftsordnung bewußt loslöst vom Jenseitsglauben des Christentums, sei ein starkes Bedürfnis erwacht nach der ursprünglichen, rein religiösen Kraft des Evangeliums². Das mag bei einigen zutreffen, nicht bei der Mehrheit, die von der allgemeinen Bewegung mitgerissen wird. Zwei Drittel der amerikanischen Protestanten stehen außerhalb jeder Kirche. Es ist also nicht angebracht — dies sei nebenbei bemerkt —, Südamerika den „irreligiösesten Teil der Welt“ (MacKay) oder „den christuslosen Erdteil“ (Schlunk) zu nennen.

Ein Nachlassen des amerikanischen Kulturmissionseifers scheint dennoch aus andern Gründen zu erwarten. Richter spricht von einer furchtbaren Ernüchterung weiter amerikanischer Kreise, herbeigeführt durch die Friedensdiktate, die feindselige Spannung über Europa, das Aufflammen des Nationalismus und Rassengegensatzes. Der ungeheure Reichtum vermehre die Neigung, sich zum behaglichen Genuß zurückzuziehen. Der eigene Nationalismus wünsche die Führerstellung Amerikas durch kriegerischen Ausbau zu festigen. Die ostasiatischen freigeistigen Studenten suchten die Amerikaner vom „törichtsten Missionsberuf“ abzubringen³. Auch die Gelder scheinen trotz des ungeheuren Reichtums neuerdings nicht reichlicher, sondern eher spärlicher zu fließen. So endete ja schon der Reklamefeldzug von 1920, der die Opferfreudigkeit der Kriegszeit auf die innere und äußere Mission hinlenken und in einer Woche 337 Millionen Dollar aufbringen sollte, mit einem kläglichen Fiasko. Die Einkünfte der im Missionsrat vertretenen Gesellschaften der U. S. A. sind in den Jahren 1924/26 von 39 auf 35 Millionen Dollar zurückgegangen⁴. Das Nachlassen des Eifers hatte die Jerusalemer Versammlung betwogen, das heimatliche Missionswesen auf die Tagesordnung zu setzen. Im Interesse der Zukunft des Christentums wäre eine Zurückdrängung der angelsächsischen Kulturmission zu wünschen, was auch die deutschen Protestanten in innerster Seele zugeben werden.

Denn was ist das Ergebnis dieser Mission? Es ist, wie Jerusalem offenbarte, ein dogmenarmes oder dogmenloses Christentum, das der nationalen Absonderung zustrebt. Zwei Gefahren, die von den konservativen Protestanten wohl erkannt werden, drohen es vollends aufzulösen.

Wo so wenig positives Christentum geboten und eine Versöhnung mit dem religiösen Erbe der Nation erstrebt wird, verwischt sich die Linie zwischen Heidentum und Christentum, und der Synkretismus ist die natürliche Folge. Die angelsächsischen Kulturmissionäre betrachten diese Religionsmischung mit Wohlwollen. Zur Bekämpfung der sozialen Übel wünschen sie die Mithilfe der Heidenreligionen, und man spielt mit dem Gedanken, die einheimische Weisheit an Stelle des Alten Testaments zu setzen, Christus als „die Krone des Hinduismus“ zu betrachten.

¹ IRM 1927, 175 f.² EMM 163.³ NAMZ 170 f.⁴ IRM, Quarterly Notes 19, V.

Überall im Heidenland ist die synkretistische Strömung im Wachsen. Man will Christus, den „edelsten Afiaten“, aus den starren Formen, in die ihn der Westen gezwängt hat, befreien und ihn wieder zum Afiaten machen. Hören wir den „christlichen“ Jnder Parekh, den Gefinnungsgenossen und Biographen Keshub Chandra Seng: Christus wird ziemlich allgemein ins Hindupantheon aufgenommen. Man betrachtet ihn als einen der größten Führer der Welt, ohne das Wesentliche im Hinduismus aufzugeben. Die einzig mögliche Kirche Indiens ist die Hinduirche Christi. Wahrer Hinduismus und wahres Christentum sind eins in Gott. Sie bereichern einander. Parekh wünscht eine Verbindung der mystischen Erfahrung der Hindurasse mit dem Geist Christi. Die Geistigkeit, Einbildungskraft, Glaubensglut, religiöse Begeisterung und beschauliche Anlage des Ostens lassen sich nicht in die kalten Glaubensformeln und Katechismen des Westens fassen. Keshub habe den ganzen geistlichen Reichtum der Hindurasse dem Reich Christi zur dauernden Bereicherung der Menschheit geschenkt¹. Was Parekh hier sagt, ist reichlich verschwommen; aber das ist die Geisteshaltung gar vieler Heiden, und sie wird von der angelsächsischen Mission gefördert. Wo die Christen aufhören und die Heiden anfangen, läßt sich da kaum feststellen. Waren die Brahma-Führer Rammohan Rai und Keshub Christen? Gandhi würde sicher als Christ gelten, wenn er nicht so hartnäckig behauptete, er bleibe Hindu. — In China soll sich die Ethik des Konfuzius mit dem Geist Christi verbinden, eine weniger bedenkliche Synthese.

Ein Ereignis aus jüngster Zeit wirft ein grelles Licht auf die Neigung zum Synkretismus in Japan. Am 5. Juni 1928 tagte zu Tokio im Saale des „christlichen“ Jungmänner-Vereins der erste Kongreß der „Einigung der drei Bekenntnisse“. Zugewogen waren 550 Buddhisten, 260 Shintoisten, 150 Protestanten und 640 andere hochstehende Persönlichkeiten. Der Premierminister redete von identischen Idealen, von Zusammenarbeit auf sozialem Gebiete, von der Tagung als Vorläuferin eines Weltreligionskongresses. Ein Shintoist hoffte, daß die drei Religionen sich schließlich zu einer vereinigen würden, wie das schon beim Shintoismus und Buddhismus geschehen sei. Ein protestantischer Bischof nannte den Überlegenheitsanspruch des Christentums ein Übel. — In Afrika nimmt der Synkretismus in den zu früh verselbständigten Kirchen und in den Sekten religiöser Schwärmer seltsame Formen an, so daß das protestantische Christentum vielfach unter das Heidentum herabsinkt.

Schließlich droht das angelsächsische Christentum in den Missionsländern ins religiöse Nichts, den Säkularismus, zu versinken, dem Nordamerika weithin verfallen ist. Es ist „die bewußt weltliche Gesinnung und Diesseitsstimmung, die im Vollbesitz der modernen Errungenschaften alle übersinnlichen Werte als lebensfremd ablehnt“². Diese Weltanschauung vergiftet langsam alle Religionen. Die angelsächsische Kulturmission sieht im Säkularismus eher einen Freund als Gegner, wenn er sich nur ein christliches Mäntelchen umhängt. Wir verstehen jetzt auch, wie der Protestantismus unter den modernisierten Heiden und Mohammedanern, die ihre Religion über Bord geworfen haben, die größten Erfolge erhoffen kann. Nach katholischer Erfah-

¹ IRM 1928, 145 ff.² Heim in EMM 163 f.

rung ist die Bekehrung der freigeistigen Heiden weit schwieriger als die der gläubigen. Diese haben ein Organ für das Übernatürliche, jene sind materialistisch, skeptisch, religionsfeindlich. Die Protestanten dagegen hoffen, daß sich hier ein Tor öffnet. Es ist eben kein großer Unterschied zwischen freigeistigen Protestanten und freigeistigen Heiden. Man flöße diesen etwas christlich-humanitären Geist ein, und sie gelten als Christen. Leider fördert die protestantische Mission auch den Säkularismus in Latein-Amerika und auf den Philippinen. Daß der Säkularismus im christlichen Gewande sich allmählich höher erhebt und gläubiges Christentum wird, ist nicht wahrscheinlich. Im Gegenteil steckt er mit seinem Gift die positiv-christlichen Gemeinschaften an, die mit ihm in nationalen Einheitskirchen zusammenleben.

Es ist möglich, daß der Protestantismus, wie es bereits in Japan und Korea geschehen, auch bald in Indien und später in China die katholische Kirche zahlenmäßig überflügeln wird, daß namentlich weit mehr einflußreiche und gebildete Männer ihm angehören werden. Es ist sogar möglich, daß China in naher Zukunft einen „christlichen“ Präsidenten haben wird. War nicht der größte Chinese der republikanischen Zeit, Sunyatsen, ein „Christ“? Aber dieses sog. Christentum ist Freidenkertum, ein Nationalismus amerikanisch-chinesischer Prägung mit etwas christlich-konfuzianischer Färbung.

Hier drängt sich dem katholischen Beobachter ein Rätsel auf. Wie können Anglikaner und der Deutsche Evangelische Missionsausschuß, der den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein wegen mangelnder theologischer Grundlage nicht in seinen Verband aufgenommen hat, mit der angelsächsischen Kulturmission zusammenarbeiten und sie durch ihre moralische Unterstützung fördern? Wie können sie eine Botschaft unterschreiben, die von den meisten ganz anders verstanden wird, und zulassen, daß ihre Christen langsam dem Synkretismus oder Säkularismus verfallen? Wie können fromme Protestanten überhaupt wagen, in Christi Lehre und Anordnungen zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem zu unterscheiden, und beispielsweise das Zentraldogma von der heiligen Dreifaltigkeit stillschweigend in die Gruppe der unwesentlichen Glaubenssätze verweisen?

Daß schwere Gewissensbedenken bestehen, läßt sich aus manchen Äußerungen schließen. Aber man kann nun einmal ohne einheitliche Front gegen einen erstarkenden Feind keinen Feldzug gewinnen. Man braucht einen „Ersatz für Rom“, wie Latourette in Anerkennung der Verdienste des Papsttums sich ausdrückt¹. Man muß notgedrungen ein Gegenstück der katholischen Einheit schaffen, und da müssen alle Bedenken schweigen. Es wird aber doch versucht, den Zusammenschluß zu rechtfertigen. In einem Feldzug kämpfen Infanterie, Kavallerie und Artillerie unter einem Führer. Warum könnten nicht auch verschieden gearbete Abteilungen unter Christi Führung in der Heidenmission streiten?² „Dogmatische Unterschiede werden nicht verdeckt, sondern zur höheren Einheit verbunden... Christus hat sich nicht allein und nicht ganz durch eine Nation, Rasse oder Religionsgemeinschaft geoffenbart, noch weniger durch eine Persönlichkeit oder eine Gruppe. Alle sollen ihre Beiträge liefern, um der Botschaft Christi einen vollen und abgerundeten Aus-

¹ IRM 1928, 110 f.² IRM 1913, 516.

druck zu geben.“¹ Und der anglikanische Bischof Palmer führt den Gedanken aus: Warum sollten nicht zwei anscheinend kontradiktorische Ansichten in einer Gemeinschaft zugelassen werden? Nach einer oder zwei Generationen kann sich herausstellen, daß beide irrig waren.² Hier liegt des Rätsels Lösung. Die Glaubenswahrheiten, einige Fundamentalwahrheiten vielleicht ausgenommen, sind für den Protestanten keine sicheren Lehrsätze, sondern nur Meinungen, die sich einmal als irrig erweisen können. Warum also andere Meinungen bekämpfen oder mit Vertretern anderer Ansichten nicht zusammenarbeiten wollen?

In der Weltmissionsbewegung des Protestantismus wird dem Gebet die Hauptrolle zugewiesen. Alle Kongresse sind mit privaten und öffentlichen Andachten verbunden. Die Zeitschriften betonen die Notwendigkeit des Gebetes. Seit Jahren werden regelmäßig Gebetsmeinungen ausgegeben. Alles Studium soll zugleich Gebet sein. Manchmal glaubt man wohl im öffentlichen Gebet amerikanischer Missionäre, namentlich wenn man Augen- und Ohrenzeuge ist, einen störenden Grundton durchzuhören: Herr, wir danken dir, daß du uns Angelsachsen die Weltherrschaft gegeben hast, damit wir dein Evangelium in der ganzen Welt verkünden. . . . Doch im allgemeinen erweckt das Gebet den Eindruck demütigen, vertrauensvollen Flehens zum Heiland. In der gesamten protestantischen Welt, namentlich in der angelsächsischen, gewinnt der Gedanke des gemeinsamen Gebets an Boden. Die Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung ruft ständig die Christenheit zum Gebete auf. Der Evangelische Weltbund veranstaltet seit Jahren eine Gebetswoche. Aus England hören wir von einer vor zwei Jahren gegründeten Gebetsbruderschaft, die im Jerusalem Chamber der Westminster-Abtei ihren Sitz hat.³ Die Gebete bringen zum Ausdruck, daß die Uneinigkeit eine große Schuld der Christenheit ist. „Daß alle eins seien“, ist die erste Gebetsmeinung.

All das muß uns Hoffnung geben. Aber der Weg, den die Versammlungen von Edinburg und Jerusalem weisen, führt nicht zum Ziel. Wesentlich ist die Einheit im Glauben, nicht nur in sog. wesentlichen Stücken, sondern in allem, was Gott geoffenbart hat, und die Sicherheit von der untrüglichen Wahrheit dieser Offenbarung. Auf dieser Grundlage allein kann sich christliches Leben zur höchsten Blüte entfalten, in der Heimat und in der Mission.

Alfons Bäch S. J

¹ Moff in IRM 1928, 423 426.

² IRM 1923, 511.

³ IRM 1927, 121 ff.